Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 14

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668787

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXIII. Jahrgang. Zürich, 15. April 1930. Heft 14.

Osterfest.

Der Winter ist vergangen,
Er dünkt' uns wie ein Traum,
Die Schlüsselblumen prangen,
Frisch knospen Busch und Baum,
Die Mägdlein und die Buben
Behält's nicht mehr im Haus,
Sie schwärmen aus den Stuben
Wie muntre Bienen aus.

Die Spiele sind vergessen,
Die Christkind einst gebracht,
Dabei man still gesessen
In langer Winternacht;
Verklungen sind die Lieder
Der schönen Weihnachtszeit,
Doch seht, schon ist uns wieder
Ein fröhlich Fest bereit!

Man feiert's nicht im Zimmer.
Nein, auf der grünen Au,
Nicht bei der Kerzen Schimmer,
Nein, unterm Himmelsblau:
Des Christbaums dunkle Äste
Stehn leer von goldner Frucht,
Nun wird im moos'gen Neste
Das Osterei gesucht.

Süß klang es in die Ohren
Zur Winternacht so kalt:
Der Heiland ist geboren!
Da jauchzte jung und alt,
Nun tönt's in allen Landen
Im Frühlingssonnenschein:
Der Herr ist auferstanden,
Deß' freu sich groß und klein!

Karl Gerok.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

14. Kapitel.

Der Sommer ging seinem Ende entgegen. Sigmund hatte keine Ferien gehabt. Er war ja im Frühling fort gewesen. Gerda hatte immer noch auf einen Aufenthalt in den Bergen gehofft. Wenn sie auch keine großen Touren gemacht hätte, es wäre doch herrlich gewesen, mit Sigmund in irgend ein Hotel zu sitzen und einen neuen Winkel der Welt und andere Menschen kennen zu lernen. Sie dachte oft an das Bad Schulein, an die Alp Svenna und an Waldmüller.

Ein-, zweimal hatte er ihr eine Karte geschickt, von Berlin, von London, und die kleine Nelly hatte auch ein paar Zeilen darauf gekritzelt. Das liebe, anhängliche Mägdlein! Ob es noch jetzt mit seinem Vater auf der Alp Svenna hauste?

Die Sonntage nützten sie gut aus. Wenn's irgendwie anging und nichts Dringendes vor-

lag, und besonders, wenn es das Wetter gestattete, unternahmen sie längere Fahrten im Wagen. Sigmund führte gut. Hatte er einmal eine schöne gerade Strecke vor sich, kitzelte es ihn in allen Fingern, die Kraft seines Autos zu erproben. Der Kilometerzeiger stieg von 50 auf 60, von 60 auf 80 Kilometer, er hatte schon 100 herausgeholt. Mit Vorliebe bezwang er einen Paß. Behend und geschickt sauste er durch die vielen Kehren, an Geröll und magern Wieslein vorbei. Im Paßwirtshaus machte man einen kurzen Halt. Und wieder ging's jenseits hinunter. Hei, wie stob's hinter ihnen her! Eine dichte Wolke bezeichnete ihre Spur.

Auf solchen Touren kam Gerda nicht zu einem vollen Genuß. Gerne hätte sie da und dort verweilen mögen, auf einer idyllischen Bergwiese, angesichts der nahen Gletscher. Man hätte von hier aus einen kleinen Spaziergang machen können ,auf einen bequemen Gipfel, in irgend eine Klubhütte. Aber dazu hatten sie keine Zeit.

Wie gut hatte sie es letztes Jahr getroffen auf dem Piz Risella! Mit Martin Schindler.

Was er jetzt machte? Wie es ihm ging? Sie hatte lange nichts mehr von ihm gehört. Der Vater erwähnte ihn, vielleicht geflissentlich, nicht mehr.

Der Herbst war angerückt. Die Mutter hatte sich so weit erholt, daß sie es wagen durfte, die Reblaube zu verlassen. Sie ging zu Gerda und brachte ihr immer etwas mit, Kinderwäsche, die sie selber gehäkelt oder gestrickt. Wie viel gute Gedanken und Wünsche hatte sie doch in diese Höschen und Schlüttchen hineingearbeitet! Wird es ein Mägdlein oder ein Büblein sein, das sich anmeldet? Wär's doch ein Mägdlein!

Sie hätte es freilich bequemer haben können. Sie brauchte ja dem Vater nur einen Auftrag zu geben, und er brachte das Gewünschte aus dem Geschäft. Aber das wär' nicht das Gleiche gewesen. Sie wollte sich der eigenen Arbeit freuen. Es plauderte sich so gut dabei. Wenn sie nicht drüben bei Gerda in ihrem schönen Heime saß, suchte die junge Frau sie in der Reblaube auf, und ein süßes Geheimnis erfüllte ihren Sinn. Schlug der väterliche Stamm durch, oder kam ein Reichwein-Näslein zum Vorschein? Was entwickelte sich aus dem kleinen Erdenbürger? Ein niedliches, herziges Jüngferlein mit einem geschwätzigen Plaudermäulchen, so ein drolliges, liebes Mägdlein, wie die Gerda eins gewesen ist? Aber vielleicht war's ein Bub, und es wurde wieder ein Kaufmann aus ihm, ein Doktor, ein Ingenieur. Die ganze Welt stand ihm offen. Aber was träumte sie da! Die Knospe hatte sich noch nicht entfaltet. O seliges Wunder, das so viel Glück in sich birgt, das unerschöpflich ist und die Mütter zu Königinnen macht!

Immer deutlicher zeigte es sich: Frau Reichwein war beinahe ungeduldiger als Gerda. Einmal sagte sie: „Wie schön wär's jetzt, wenn das kleine Kindlein schon auf dem Boden umherrutschte, Papa und Mama sagen und seine Händchen strecken könnte! Meinst du nicht auch?"

„Das wird zu erleben sein," lachte sie. „Freilich, ich gäbe viel drum, wir wären schon so weit."

„Aber gelt, du kommst dann recht viel zu uns, jeden Nachmittag. Entweder, wir bleiben bei mir zu Hause, oder wir spazieren mit dem Wagen auf und ab. Der Weg ist nicht zu mühsam. Ich kann ihn wieder gut bewältigen."

Indem sie so reiche und heimelige Schlösser in die nahe Zukunft hineinbauten, verflogen ihnen die Stunden wie die dunkelfarbigen, bunten Blätter, die der Herbst auf die Straße wirbelte.

Es war Winter geworden. Eine weiße Decke lag über der Stadt, der Himmel war klar. Eine grimmige Kälte hielt die Erde zwischen beißenden Zangen fest. Der Boden klirrte. Gerda saß zumeist am Fenster in der Stube. Sie getraute sich nicht mehr hinaus. Wenn Sigmund zuhause war, umsorgte er sie mit aufmerksamer Liebe, und suchten sie schwere Stimmungen heim, richtete er sie auf und führte sie in sonnige Tage der Zukunft. Dann begann sie zu lächeln und an die schönen Bilder zu glauben. Aber nur zu bald waren die Schatten wieder da, sie setzten sich in allen Winkeln des Hauses fest, am unerbittlichsten im Herzen der jungen Frau, die ihrer schweren Stunde entgegenging.

Seit einiger Zeit blieb sie am Morgen noch ein Weilchen liegen, wenn Sigmund sich an ihrer Seite erhob. Was brauchte sie schon so früh durch die Wohnung zu geisten! Es war ja für alles gesorgt. Lisa kochte den Kaffee und brachte ihn pünktlich auf den Tisch. Aber Gerda war nicht recht behaglich dabei. Eine ungemütliche Unruhe erfüllte sie. Sollte sie nicht doch dabei sein, wenn Sigmund das Haus verließ? Hatte es das Mädchen vielleicht an etwas fehlen lassen?

Eines Morgens, als Sigmund im Begriffe

war, ins Freie zu treten, läutete das Telephon. Er kehrte noch einmal zurück.

Gerda lauschte gespannt.

Es schien sich um eine Nachricht zu handeln, die ihn in Aufruhr brachte. „Es ist nicht möglich," sagte er. Dann schwieg er ein paar Momente still. Man erzählte ihm etwas. „Aber so unverhofft, wir sind wie aus den Wolken gefallen."

Was mochte das nur sein?

„Gewiß, ich werde sie nicht aufregen und sie ganz langsam vorbereiten."

„Wen? Mich? Mit wem spricht er überhaupt?"

Gerda wurde ungeduldig. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte auch einen Hörer ans Ohr gelegt.

„Zwischen zwei und drei Uhr muß es gewesen sein!"

Gerda stutzte: „Zwischen zwei und drei Uhr, in der Nacht?"

„Ich werde heute Morgen noch herüber kommen. Adieu Papa!"

Ihr Vater telephonierte! Was war vorgefallen?

Sigmund trat noch einmal ins Zimmer. Es gehe der Mutter nicht gut, sie habe wieder eine schlimme Nacht gehabt.

„Ist das alles, was du mir zu berichten hast?" Gerda zitterte am ganzen Leibe.

„Wir müssen abwarten."

„Was hat er dir denn des Langen und Breiten berichtet?"

„Eine Krise ist wieder gekommen."

„Und die Mutter hat sie überstanden?"

Sigmund zögerte.

Gerda ahnte Schlimmes. „Sag' es mir nur gleich heraus!"

„Wenn — du's ja errätst, so — hab' ich dir's gesagt."

„Die Mutter ist gestorben?"

Sigmund nickte und ging begütigend auf Gerda zu. Er faßte ihre Hand. „Nimm's nicht so schwer! Sie hat noch leiden müssen. Jetzt ist ihr wohl."

Gerda brach in laute Tränen aus. Die unverhoffte, furchtbare Botschaft schlug sie wie mit Keulen nieder. Sie konnte es nicht fassen, sie konnte es nicht glauben. „Was sagt der Vater? Hast du auch recht gehört?"

„Auf einmal in der Nacht habe sie nach Atem gerungen und sei am Ersticken gewesen. Man ließ den Doktor kommen. Er beeilte sich, so schnell er konnte, und doch war er zu spät. Er hatte noch einen Aderlaß machen wollen. Da schlug das Herz schon nicht mehr."

Gerda wollte verzweifeln. Sie war ratlos. Sigmund redete ihr zu. Es half nichts. Sie grub den Kopf in die Kissen und schluchzte.

Sigmund berichtete ins Geschäft und entschuldigte sich für den heutigen Tag. Er konnte seine Frau nicht allein lassen. Auch gab es jetzt mancherlei anzuordnen.

Gerda versuchte sich zu fassen. Aber der Schmerz überfiel sie immer von neuem. Und allerlei Gedanken kamen und begannen zu bohren. Sie hatte der Mutter oft unrecht getan. Wenn sie auch manchmal nicht gleicher Meinung gewesen, sie hätte nicht so laut dreinfahren sollen. Das hatte der ohnehin Leidenden manchen Hieb versetzt. Nie hatte sie geglaubt, daß es so gefährlich war. Nun war's zu spät.

Der arme Vater! Nun blieb er ganz allein in der Reblaube.

Und sie? So entwuchs sie dem Vaterhaus. An der Mutter hatte sie stets eine gute Helferin und Beraterin gehabt. In den letzten Monaten erst recht. Und jetzt, da sie sie am ehesten brauchte, wurde sie ihr genommen. Alle ihre Hoffnungen lagen zertrümmert. Wie hatte sich die Entschlafene schon in ihre Großmutterrolle eingelebt! Was hatte sie alles tun und unternehmen wollen! Wie schön hätten sie es miteinander gehabt! Nun mußte sie von vorne anfangen. Ein ganz neues Leben mußte sie sich zimmern, ohne die Mutter. Eine starke Stütze war gebrochen. Noch inniger mußte sie sich an Sigmund schließen, und wenn das Kindlein da war, umfing sie dieses mit ihrer ganzen Liebe. Das war der Sonnenstrahl, der in ihr großes Leid fiel. Aber er mußte erst kommen! Ja, kam er auch? Da eine Freude ihr so grausam zerstört worden, verlor sie den Mut, an die andere zu glauben.

„Mach schnell, wir müssen hinüber," sagte sie zu Sigmund.

Er holte sein Auto aus der Garage und machte es bereit.

Gerda hatte ob der Aufregung das Frühstück vergessen.

„Nimm schnell etwas zu dir!"

Sie konnte nicht. In ihrem Kasten suchte sie an schwarzen Kleidern zusammen, was sie noch besaß. Sie kam sich recht sonderbar darin vor. Sie erschrak vor sich selber. Lisa gab sie noch

ein paar Anordnungen, dann fuhr sie mit Sigmund davon.

Sie trafen den Vater, wie er am Bette der toten Mutter saß. Mit einem starren Blick voller Hoffnungslosigkeit schaute er nach der Entschlummerten und achtete erst gar nicht, wer eingetreten war.

Gerda und Sigmund gingen auf ihn zu und gaben ihm die Hand. Sie getrauten sich kaum ein Wort zu reden. Erst nach einer Weile fand er die Kraft, sich ihrer anzunehmen. Im Flüstertone wiederholte er, was er heute Morgen schon durchs Telephon gesagt hatte.

Gerda brach an der Leiche ihrer Mutter zusammen. Sigmund wollte sie aufrichten. Aber im Schmerze, der ihr im Innersten wie eine Wunde brannte, achtete sie seiner wohlmeinenden Worte nicht.

„Komm, wir lassen sie allein," bedeutete der Vater und zog Sigmund aus dem Zimmer.

Sie gingen hinunter und verteilten die Arbeit, die jetzt zu besorgen war. Sigmund sah, wie sehr der Vater seine Hilfe brauchte. Auch er hatte sich noch keineswegs in die so plötzlich veränderte Lage der Dinge gefunden. Er wußte wohl: er war kein Riese mehr und hätte die Mutter doppelt notwendig gehabt. Schon allerlei Pläne hatte er mitunter gesponnen. Er versuchte, sich vom Geschäfte zurückzuziehen; vielleicht fand sich ein günstiger Käufer oder es bildete sich eine Gesellschaft. Er hatte seine Ruhe und konnte sich endlich einmal mit der Mutter in Muße wohlverdiente Ferien gönnen. Mit der Mutter! Jetzt blieb er allein zurück. Was er schon gefürchtet, jetzt war es Ereignis geworden. Schneller, viel schneller, als er's geglaubt.

Nun wußte er nicht, was geschah. Er war noch nicht so weit, Entschlüsse zu fassen. Oben in der Kammer lag die Mutter. Sie brauchte sich nicht mehr zu härmen. Ihr Leben war abgeschlossen. Ihr bangte vor keiner Zukunft mehr. Und alle die vielen Enttäuschungen, die ihr so sehr zu schaffen gemacht, waren ausgewischt. In den letzten Tagen hatte sie nur an Gerda gedacht. Sie hatte sich aufs Kindlein gefreut. Sie hatte von ihm geträumt, sie hatte es gesehen. Sie hatte es auf ihre Arme genommen. Es war ein Mägdlein und sah Gerda ähnlich.

O, ihr trügerischen Bilder der Nacht! Wie weckt ihr Jubel und Glück, und die grausame, rauhe Wirklichkeit knickt sie wie ein Sturm, der einen uralten Hochwald anfällt!

Die Trauerfeierlichkeiten waren vorüber. Eine furchtbare Totenstille herrschte in der Reblaube. Vater Reichwein fürchtete sich, nach Hause zu gehen. Es war ihm nirgends mehr wohl. Im Geschäft dachte er an sein Unglück. Und wenn er sich auch gewaltsam aus diesen Gedanken herausriß, sie waren immer wieder da und drückten ihn nieder. Wenn er nach Hause kam und die Mutter ihm nicht den gewohnten Gruß bot, ließ er sich in einem Stuhle nieder, und immer die gleichen Gedanken kreisten in ihm, und er fühlte eine Leere um sich, als läge er in einem riesenhaften Gewölbe begraben. Jedes Wort kehrte wieder zurück zu ihm, niemand nahm es auf, und wie ein lauerndes Gespenst glotzte ihn die Einsamkeit an.

Und die Zeit kam ihm in den Sinn, da Gerda sich verheiratete. Mit ihrem Auszug hatte die Totenstille angefangen. Jetzt war die Einsamkeit von heut auf morgen über ihn hereingebrochen.

Nicht weit von der Reblaube, oben auf dem Berg, lag der Friedhof, wo Frau Reichwein ihre letzte Stätte gefunden hatte. Die Blumen, die man ihr gebracht hatte, waren bald in der bittern Winterkälte erfroren. Fast jeden Tag ging der Vater zu ihr hinüber und steckte ein grünes Reislein aus einem Treibhaus auf den unwirtlichen Grabhügel. Ob auch eine kalte Bise über den verlassenen Totengarten fegte, er verweilte ein paar wohltuende Augenblicke bei seiner Toten und schritt wieder nachdenklich nach Hause.

Sigmund fuhr oft mit dem Wagen vor. Er brachte Gerda in die Reblaube. Wenn Vater und Tochter beisammen waren, fühlten sie sich leichter. Die Gegenwart des andern war Trost und Erhebung, und manchmal meinten sie, die Mutter trete zu ihnen in die Stube, und sie plauderten mit ihr wie ehedem. Die Räume waren wieder gemütlich. Und aus allen Ecken schauten die Werke der Verblichenen sie an. Auf dem Sofa lag das Blumenkissen, das sie gestickt. Den großen Tisch deckte ein Tuch, das sie erst neulich vollendet, und auch die Vorhänge und der bunte Lampenschirm erinnerten an ihre fleißige und geschickte Hand.

Die Sonntage verbrachte Vater Reichwein nun oft in Gerdas Heim. Mehr als je kam er hinüber, und ein paar Mal brachte er die alte Marei mit. Auch die gute Magd fügte sich nur

schwer in die Trennung. Es hatte ihr immer behagt, daß ihre Gebieterin sie in der Reblaube so allein schalten und walten ließ. So fühlte sie sich als die Meisterin in der Küche. Sie verfügte über die Wahl der Gerichte, und wenn einmal Besuch gekommen war, freute sie sich, eine gute Extraplatte zu machen. So hatten sie sich stets gut miteinander vertragen, da ein jedes seiner Arbeit nachging und selten es einmal geschah, daß sie sich auf dem gleichen Felde begegneten.

Weihnachten rückte. Sigmund hatte viel zu tun. Das Geschäftsjahr ging zu Ende. Die Zeit war knapp. Mehr als Gerda lieb war, mußte er sie alleine lassen. Es wurde oft spät am Abend, bis er nach Hause kam, und am Morgen ging er auch wieder früh fort.

Gerda tröstete sich. Sie nahm das Bröschlein mit der Perle zur Hand und sagte sich: es kommen auch wieder andere Tage.

Es war eine schwere Zeit für sie. Eine große Unlust und Unruhe erfüllte sie. Was sollte sie tun? Der Flügel lockte sie nicht mehr, und wenn sie ein Buch zur Hand nahm, legte sie es alsobald wieder fort. Ihre eigenen Gedanken waren mächtiger als die Träume des Dichters. Zwischen dem dunkeln Tore des Todes und der sonnigen Frühlingswiese des erwachenden Lebens ging sie eine seltsame Straße. Oft schaute sie nach links, dann nach rechts, ihre Wangen entfärbten sich, und unverhofft glühten sie in warmer Röte, und sie harrte des Kindleins, das mehr und mehr ihr ganzes Sinnen und Trachten erfüllte. Wie wollte sie es liebhaben! Wie wollte sie ihm Mutter und Großmutter in einem sein! Tag und Nacht wollte sie es behüten und begleiten vom ersten Atemzug bis zum ersten Schritt, von der Stube in den Garten und vom Garten ins freie, offene Leben hinaus.

Flucht nach Ägypten. Nach einem Gemälde von Paul Bereuter, Effretikon.

Und unversehens war das grausame Bild des dunkeln Tores wieder da. Schon manche junge Mutter war diesen Weg gegangen. Und sie erschauerte. Der Zeiger wollte nicht vorwärtsrücken, so eine Stunde war lang.

Und erst eine Nacht, wenn sie nicht schlafen konnte.

Es war für alles gesorgt. In einer Privatklinik war ein Platz bestellt. Sigmund führte seine junge Frau ein paar Tage vor Weihnachten in die Stadt. Sie war ruhiger.

Am ersten Festtage besuchte sie Vater Reichwein.

„Wie geht's?"

Gerda lächelte. „Das Christkindlein will nicht kommen."

„Geduld! Geduld! Man muß nicht so ungeduldig sein!"

„Du bist heute Abend allein?"

„Das wird eine stille Weihnacht werden. Die Marei hat ein Bäumlein gemacht. So feiern wir zusammen und denken an die Mutter, die letztes Jahr noch bei uns gewesen ist. Und alle unsere guten Wünsche gelten dir." Vater Reichwein verabschiedete sich. Gerda begleitete ihn noch ein paar Schritte. Sie wischte sich die Augen aus und trug ihm noch Grüße für Marei auf.

Es dämmerte früh. Es war ein trüber Wintertag. Nebel brauten im Tale. Nebel saßen auch auf den Höhen. Die Reblaube war in dichte Schwaden eingehüllt. Vom Häusermeer der Stadt war nichts zu sehen. Kein Licht schimmerte herauf. Da entzündete Marei das kleine Tännlein. Als Flitterwerk trug es nur einen riesenlangen Silberfaden, der über alle Ästlein ging und sozusagen einem jeden einen Schimmer des himmlischen Lichtes spendete, das über der Erde heut' wieder aufging.

Vater Reichwein legte Marei ein großes Paket hin. Es war ihr Weihnachtsgeschenk, reichlich bemessen und gerne dargeboten. Und damit auch der klingende Lohn nicht fehlte, schob er ihr ein kleines Kuvert zu, in dem ein schönes Goldstück blinkte.

Die alte Magd war just daran, die bunten Schnüre aufzulösen und begierig die Papiere auseinanderzufalten. Von Rührung über die vielen praktischen Dinge, die sie entdeckte, übernommen, dankte sie in umständlichen Worten ihrem Herrn und freute sich besonders etlicher Sachen, die sie an ihre verstorbene Gebieterin erinnerten, eines Schirmes, einer Schürze, der Hausschuhe und mancherlei Wäsche, die noch im besten Zustande war.

Da läutete es.

Sigmund kam. Er war noch bei Gerda gewesen, hatte dann zu Hause ein paar Geschäfte erledigt und wollte jetzt in der Reblaube ein ruhiges Stündchen verleben. Er suchte Vater Reichwein aufzuheitern und erzählte ihm viel von seinen Unternehmungen. Aber dieser hatte heute keinen Kopf für solche Gedanken. Was berührten ihn all die Pläne großen Stils, die Sigmund voll Feuer und aufgeregter Anteilnahme vor ihm entwickelte! Das war gut für solche, die noch ein ganzes Leben vor sich hatten und auch die Kräfte in sich spürten, die diese Aufgaben verlangten. Heute fühlte er mehr als je: die Anstrengungen, die er jahraus und -ein für die Gerwe aufgewendet und nicht zuletzt die jüngsten Aufregungen hatten ihn hart mitgenommen.

So hörte er Sigmund nur mit halbem Interesse zu, und eine Melodie klang in seinem Herzen, die ihn wehmütig stimmte. Es wurde ein Weihnachtsabend, dem die rechte Fröhlichkeit mangelte. Dem Gast war wenig behaglich. Er zog sich auch bald zurück. Reichwein bedauerte es nicht, sich wieder allein seinen Gedanken hingeben zu können.

Wenn der erste Weihnachtstag ohne Glück, eintönig und beinahe düster in der Reblaube verstrichen war, brachte der zweite Freude und Sonne. Die Nebel über der Stadt hatten sich verflüchtigt. Der blaue Himmel kam zum Vorschein. Es stieg ein strahlender, in blendendem Silber blitzender Morgen herauf. Und war noch irgendwo in Vater Reichweins Herz ein Stäubchen Unmut und Kummer zurückgeblieben, es wurde fortgeblasen durch die frohe Botschaft, die ihm in aller Frühe zugeflogen kam: ein Büblein ist da, und die Mutter befindet sich so wohl, als es nur zu erwarten ist.

Marei jubelte.

Sigmund erschien im Wagen und lud den Vater ein, mit ihm zu Gerda in die Stadt zu fahren.

Die junge Mutter lag blaß in den Kissen. Sie war gar müde und schwach. Aber als sie sah, daß ihr Vater und Sigmund eingetreten, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie sagte kein Wort. Sachte nur deutete sie hinüber nach dem schneeweißen Kissen, in das der kleine Erdenbürger gebettet lag. Es war ein rotes, zierliches, hilfloses Wesen, das sich in ein paar

zaghaften Bewegungen zu rühren versuchte. Und schreien konnte es schon. Ein spitzes, hohes Stimmlein piepste wie ein Vögelchen im Nest. Wie niedlich die Fäustlein, die es machte, die winzigen Fingerchen, mit denen es über das kugelige Köpfchen fuhr, die Beinchen, mit denen es noch so wenig anzufangen wußte, die Äuglein, die sich in der Welt noch nicht auskannten und ahnungslos doch schon verrieten, daß sie ihren blauen Glanz von der Mutter mitbekommen, das lustige wohlgeratene Spitznäschen, das auf den Vater zu deuten schien, was war das alles zusammen für ein prächtiges Christkindlein, was für eine zauberhafte Knospe, was für ein Sonnenwunder, das alle Winkel und Räume und Herzen erhellte, wohin es nur die Strählchen seines goldenen Lichtes sandte.

Das Zimmer Gerdas füllte sich mit Blumen. Sigmund brachte den ersten Strauß weißer Rosen, Vater Reichwein übergab der Schwester ein rotes Nelkenbukett. Den ganzen Tag über trafen von allen Seiten bunte Grüße ein. Als ob der Frühling unversehens mit all seinen Boten bei ihr Einzug gehalten hätte, wo doch draußen der Schnee lag und jedes Tümpelchen eine Eisschicht trug, so war es um Gerda zu schauen. Und allmählich wurde sie sich des Glücks bewußt, das über Nacht zu ihr gekommen. Sie kannte sich selber nicht mehr, und ihre Umwelt hatte sich plötzlich verschoben. Ein neuer Kreis hatte sich gebildet; sie fühlte die süße Verpflichtung, ihn zu dehnen und zur vollen Entfaltung zu bringen. Sie wollte alles tun, was ihr gegeben war, sie wollte nichts versäumen, was irgendwie dem lieben Geschöpflein zum Heile ausschlagen konnte, sie war zu allen Opfern bereit. Ihr war, sie müßten nicht schwer sein, wenn so viel Liebe aus diesem aufknospenden Leben auf sie zurückstrahlte.

Gerda lebte auf. Jeder Tag schenkte ihr neue Kraft. Auf einmal hatte sie wieder Mut, und sie sah eine schöne und helle Zukunft vor sich.

Das Rad der Zeit kam wieder in Schwung. Die Stunden begannen zu eilen. Wenn Gerda so allein mit innigem Wohlgefallen ihr Bübchen betrachtete, spann die Freude tausend Pläne in ihr, und sie flog mit flatternden Flügelschlägen der kurzen Stunde weit voraus, in der Gerda auch die Gegenwart ein heimliches Fest war.

Ihr schien, ihr Schicksal habe eine entscheidende Wendung genommen. Sie war voll Ungeduld, wieder in ihr Heim zu kommen. Der Flügel würde nun eine Weile ruhen, ahnte sie. Sie lauschte einer andern Musik, die auf einmal in ihrem Hause erwacht war.

O gewiß, es war ihrem feinen Mutterohre Musik, wenn sie das dünne Stimmlein hörte und ihrem Bübchen einen Wunsch erfüllen konnte. Und wenn es trank, war's wie ein Rauschen von Strömen der Kraft, und als das erste Lächeln über seine Wangen ging, wie ein himmlisches Wetterleuchten, in dem alle Engel mit blitzenden Steinchen feuerwerkten.

Und eine andere Hoffnung hegte sie: von jetzt an war Sigmund gewiß öfter um sie. Es trieb ihn heim, um beim Büblein zu sein, um mitzuerleben, was es für Fortschritte machte, wie es sich rührte und eine Bewegung aus der andern herauswuchs. Jede Entfaltung neuer Regungen, jede Eroberung einer neuen Fähigkeit, und war sie auch noch so unbedeutend, wird Anlaß zu einer besondern Freude und Dankbarkeit. Und erst, wenn alle Sinne erwacht sind und sie mit Ungestüm von der unergründlichen Wirklichkeit Besitz nehmen und nicht aufhören können mit tasten und suchen und fragen, wie kurzweilig, wie lustig ist das! Sie wußte, es kam die Zeit, da er auf alle Stühle kletterte, da er alles in sein Fäustchen nahm, was nicht niet- und nagelfest war, und die großen Gefahren meldeten sich, da er ahnungslos aufs Fenstersims stand, um zu sehen, was draußen auf dem Schauplatz der Straße sich alles ereignete. Dann folgte die Zerstörerwut, da er mit der äußern Hülle eines Balles, eines singenden Kreisels, eines Teddibärs nicht zufrieden war, sondern wissen wollte, wie die Dinge inwendig beschaffen waren und Glied an Glied sich fügte. Und vollends, wenn sich zeigte, was in diesem Köpflein für Ideen zu rumoren begannen, wenn aus den Lalltönen die ersten Worte sich bildeten, erst noch drollig verworren, dann immer klarer und bestimmter, bis die ganze Welt der Muttersprache mit jedem Tag mehr sein eigen wurde, was mußten das für köstliche Augenblicke werden, Ereignisse, die sonst niemand wundernehmen, aber da den lautesten Jubel wecken, wo sie unter den Augen der Eltern vor sich gehen, vergleichbar einem Ruck in der Weltgeschichte, der an und für sich wenig belangvoll erscheint, aber im Verlauf der ganzen Entwicklung doch eine neue Stufe auf dem Wege zur Vervollkommnung darstellt.

Gerda hätte es nicht für möglich gehalten, daß ihr Denken mit einem Male eine ganz neue

Richtung einschlüge. Manches, das ihr ehedem recht wichtig vorgekommen, war plötzlich klein geworden oder völlig aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Und wie durch ein mächtiges Gähren im Innern der Erde mitten im Meere Inseln auftauchen, war auch in ihr so eine neue Welt emporgestiegen. Um diese kreiste nun ihr ganzes Fühlen und Wollen, und sie entdeckte sich auf Neuland, wo es sich lohnte, unermüdlich Pionierdienste zu tun.

Wie hieß er nur, dieser junge Erdenbürger? Gerda hatte schon früher mit Sigmund allerlei erwogen. Aber sie waren noch zu keinem Entschlusse gekommen. So sann die Mutter dieser Frage nach, und sie war sich bewußt, daß es keineswegs einerlei war, was für einen Namen sie ihm auf seinen Lebensweg mitgeben. Das kleine Strampelwesen zeichnete sich noch nicht aus durch irgend ein hervorstechendes Merkmal. So durfte ein äußerer Vorwand ausschlaggebend werden, vielleicht auch irgend eine Hoffnung, die in den Eltern schlummerte und dem angehenden Mitstreiter auf dem ungleichen Felde des Lebens Richtung und Ziele weisen konnte. Sie wußte es: sie durfte ihm keinen außergewöhnlichen Stempel aufdrücken. Denn solche Namen verpflichten und enttäuschen um so mehr, je deutlicher offenbar wird, daß der Träger als Durchschnittserscheinung nicht über die breite Masse emporragt und keineswegs von der Weltordnung auf einen Ausnahmeposten berufen zu sein scheint. Glüht dann doch ein besonders helles Lämpchen in ihm, erfährt er die Genugtuung, seinem schlichten Namen Glanz und Klang zu verleihen, und dieser Aufstieg beglückt viel mehr als der unbescheidene Auftakt, der zu große Verpflichtungen in sich birgt.

So machte Gerda wieder und immer wieder den Gang durch alle Namen des Kalenders. Sie ließ die pompösen Schutzpatrone berühmter Klöster und Städte an sich vorüberziehen und sagte sich: ein Heiliger wird mein Büblein nicht werden, aber auch vom Bösen möge es nicht besessen sein. Wenn es nur ein Glied wird in der langen Menschenkette, das nicht schleppt und zurückhält, sondern mitreißt. Wenn es nur etwas Sonne bringt und die Wolken verscheucht.

Richard wie der mutige Löwenherz? Viktor? Zum Sieger ausersehen? Nein, das war zu laut, zu kriegerisch. Lieber mehr Versöhnung und Friede. Gottfried, Gotthilf, Traugott? Wenn das ungestüme Blut des Vaters in ihm kreiste, durfte sie es nicht wagen, ihn mit dem Höchsten zu verbinden und ihn so immer vorwurfsvoll daran zu erinnern, wie weit er hinter allen Erwartungen zurückblieb.

Karl? Albert? Franz?

Franz? Wie Franz Schubert? Halt! Das war ein guter Einfall! In ihm lag alles Edle und Schöne, das sie still beglückte und ihr immer ein Quell der Freude und Erquickung war. Und war es nicht ein Schubert'sches Quartett gewesen, durch das sie zum ersten Mal Sigmund Vonbühl ganz ins Herz sah? Sie hatten hernach den Spaziergang aus der Stadt heraus und nach dem Berge gemacht. Er hatte ihr von seinen Interessen erzählt, und immer hatte in ihnen Schubert nachgeklungen, und sie hatten gefühlt, daß er der Zauberer war, der ihr Wesen aufgeschlossen.

Ja, einen Franzel möchte sie haben!

Das nächste Mal, da Sigmund sie besuchte, machte sie ihm diesen Vorschlag. Er lachte. „Und wenn er so ganz unmusikalisch ausfiele?"

„Dann wär er mir doch lieb, und der Name wäre ein stiller Dank an die Musik, die doch die Brücke in unser neues Leben schlug."

Die Eltern blieben dabei.

Und Franzel gedieh.

Gerda erholte sich gut. Nach 14 Tagen kehrte sie in ihr schönes Heim am Berge zurück. Sigmund holte sie im Wagen. Das Büblein lag im Kissen und verwunderte sich kaum ob der Fahrt. Es hatte zwar die Äuglein offen, aber sie hingen an der Mutter. Der Anblick tat ihm wohl. Es streckte die Händchen vor und fuchtelte mit ihnen planlos durch die Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Glückssprüche.

In jedem von uns ruhen Kräfte und Fähigkeiten, die nach Betätigung drängen. Je vielseitiger und erschöpfender nun diese Betätigung und die Befriedigung unsrer inneren Bedürfnisse, desto reicher wird sich unser Leben und damit unser Glücksgefühl gestalten.

Es ist ein Irrtum, das Glück im Genuß, im Reichtum, im Ruhm zu suchen; nicht von außen kann das Glück kommen, sondern nur aus unsrem Innern, aus den Kräften, die wir zu entfalten imstande sind.